

Michael Raske

Christlich gelebte Gemeinde der Zukunft¹

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs: gesellschaftliche Strukturen und Plausibilitäten ändern sich; aber auch kirchliche Einrichtungen und die Einstellung der Gemeindeglieder wandeln sich; wir erfahren diesen Umbruch auch in unserer eigenen Lebensgeschichte.

Eine entscheidende praktisch-theologische Frage ist: In welche Richtung wollen wir diese Entwicklung beeinflussen? Wie können wir die in Gang gekommenen Prozesse wahrnehmen und entsprechend verändernd eingreifen? Woran sollen wir uns orientieren?

1. Christlich gelebte Gemeinde: Was soll Gemeinde sein?

Gemeinde ist Teil einer geschichtlichen Bewegung, nämlich der Rettungsgeschichte Gottes mit den Menschen, der Sammlung des Gottesvolkes, der Bewegung, die - endgültig seit Ostern - von Jesus ausgeht, eine neue Kommunikation in Gang bringt, gegen den sonst herrschenden Umgangsstil neue soziale Beziehungen möglich macht (Gal 3,28), eine schwesterlich-brüderliche Gemeinschaft (Mt 23,8), in der Herrschaft abgebaut wird (vgl. Mk 10,42-45), in der jeder die ihm geschenkte Gnadengabe entdecken und einbringen kann (1 Kor 12).²

Zusammenfassend: Gemeinde soll sein ein Raum, ein "Milieu", wo Menschen sich unter den Augen des Gottes Jesu gegenseitig annehmen und befähigen, im Sinne des Evangeliums ganz Mensch zu werden und eine schwesterlich-brüderliche Gemeinschaft aufzubauen.³

Gemeinde im Sinn des Neuen Testaments ist nicht so sehr als fest strukturierte Organisation bzw. Unterorganisation der Gesamtkirche zu verstehen, sondern als

Kommunikationsprozeß im Dienst einer neuen gemeinsamen Subjektwerdung und so im Dienst einer umfassenden geschichtlichen Bewegung, deren Ziel das verheißene Reich Gottes für alle ist.

Diese Sicht von Gemeinde orientiert sich an der neuteamentlichen Verheißung, einer Verheißung, die nach den im Neuen Testament vielfältig bezeugten Erfahrungen kein bloßes Zukunftsprogramm, keine bloße Forderung ist, die vielmehr in vielfältiger Weise - wenn auch anfanghaft und bruchstückhaft - schon jetzt verwirklicht wird.⁴

2. Träger der Gemeinde: Wer gehört zur Gemeinde?

Im kirchenrechtlichen Sinn gehören - einmal ohne weitere Differenzierungen formuliert - alle in der katholischen Kirche Getauften zur Gemeinde. Diese Zugehörigkeit wird offensichtlich unterschiedlich verwirklicht, aber auch unterschiedlich wahrgenommen und bewertet, je nachdem, in welcher Struktur von Gemeinde Menschen miteinander umgehen. Grob gesprochen kann man drei typische Gemeindestrukturen unterscheiden⁵:

- "Typ A": In einer traditionellen Struktur, die bei uns in ländlichen Gebieten noch gegeben ist, steht an der Spitze der Gemeinde der Pfarrer, neuerdings ihm zu- und klar untergeordnet ein beratender Pfarrgemeinderat; alle Getauften der Gemeinde gelten als Adressaten der Seelsorge, die für die Teilnahme an kirchlichen Vollzügen, vor allem an den Sakramenten zu gewinnen sind.
- "Typ B": Eine moderne Konzeption finden wir vor allem in Großstadtgemeinden: Gemeinde als Organisation einer Angebotskirche. Der Aufbau dieser Gemeinde läßt sich in einer Folge konzentrischer Kreise vorstellen. Den

innersten Kreis bildet das Team der hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiter mit dem Pfarrer, sodann die Mitglieder des Pfarrgemeinderats und seine verschiedenen pastoralen Ausschüsse, ferner der Kreis der ehrenamtlichen Mitarbeiter, die Aktionen und Angebote an verschiedene "Zielgruppen" in der Gemeinde verwirklichen. Durch diese Angebote sollen im Bereich der Gemeinde wohnende Katholiken angesprochen, wenn möglich auch sogenannte "Fernstehende" zur wenigstens gelegentlichen Teilnahme an den vielfältigen Aktivitäten der Gemeinde, an Bildungsangeboten und Freizeitgestaltungen, vor allem an der Gemeindekatechese gewonnen werden. Zugehörigkeit zur Gemeinde wird hier als unterschiedlich abgestufte Teilnahme an den von der Gemeinde organisierten Veranstaltungen, vor allem am Sonntagsgottesdienst, wahrgenommen.

- "Typ C": Von diesen Strukturen kann idealtypisch eine dritte Gestalt von Gemeinde unterschieden werden: die Basisgemeinde. In ihr finden sich Christen zusammen, die in eigener Initiative zusammen leben und arbeiten, um im Sinn des Evangeliums elementare persönliche Bedürfnisse und soziale Konflikte, z.B. Unrechtssituationen oder leidvolle Entfremdungserfahrungen wahrzunehmen und zu verändern. Die so entstehenden Basisgemeinschaften stehen oft untereinander im Erfahrungsaustausch und unterstützen sich gegenseitig. Zur Gemeinde gehören alle, die in verschiedener Weise an dem Kommunikationsprozeß beteiligt sind.

Im Blick auf die Frage der Zugehörigkeit zur Gemeinde kann die hier skizzierte Typisierung dazu anregen, genauer wahrzunehmen, wie je nach Standort und Konzept des Beobachters auch die Zugehörigkeit zur Gemeinde unterschiedlich erkannt, anerkannt - vielleicht unausgesprochen -, bewertet und ermöglicht wird.

In jedem Fall ist bei der Frage der Zugehörigkeit zur Gemeinde daran zu erinnern, daß Gemeinde kein Selbstzweck ist, sondern daß sie in einem größeren Zusammenhang steht: Die Gemeinde ist nicht nur für die Menschen da, die sich in verschiedener Weise ausdrücklich zur Gemeinde bekennen, sondern auch für die, denen der Dienst der Gemeinde, ihr Glaubenszeugnis und ihre Diakonie gilt; die Gemeinde gehört nicht zuletzt diesen Menschen, die - wenigstens zum Teil - dann auch beteiligte Mitträger, engagierte Mitarbeiter der Dienste und des Glaubenszeugnisses der Gemeinde werden können.⁶

3. Typische Gemeindeformen: Werden Entwicklungstendenzen erkennbar?

Die skizzierten "Gemeindetypen" wurden hier nur sehr vereinfacht dargestellt; um den jeweiligen Strukturen gerecht zu werden, um ihre Stärken und ihre Schwächen zu würdigen, müßten wir sie in ihrem jeweiligen geschichtlich-gesellschaftlichen Kontext genauer betrachten. In den heutigen Verhältnissen der Bundesrepublik begegnen sich in unterschiedlichen "Mischungen" Elemente aller drei "Typen". Unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen hat vor allem die volksskirchliche "Angebotskirche" weiterhin gute Chancen und auch eine wichtige Funktion für die Wahrnehmung menschlicher Bedürfnisse und den Aufbau christlicher Gemeinschaft. Sie bleibt weiterhin sinnvoll, ja unentbehrlich, weil durch sie in unseren Verhältnissen das Zeugnis des Glaubens öffentlich sichtbarer wird und kirchliche Gemeinschaft für viele Menschengruppen leichter erreichbar bleibt, gerade auch für manche Gruppen sog. Fernstehender; mit ihrer Hilfe können verschiedene pastorale und diakonische Dienste wirksamer eingebracht werden. Gesamtkirchlich dürfte aber der basiskirchliche Typ an Bedeutung

gewinnen, vor allem für die Kirche in der Dritten Welt, für die Kirche der jungen Generation, für bewußt engagierte christliche Gemeinschaften, nicht zuletzt solche, die unter Randgruppen arbeiten. In welcher Weise wird die Entwicklung in der Bundesrepublik dadurch mitbestimmt? Kann und soll eine basiskirchliche Entwicklung in der Bundesrepublik gefördert werden?

4. Ein Rahmenkonzept für die Gemeinden in der Bundesrepublik: Welche Initiativen sollten - an der Schwelle zur Zukunft - vor allem gefördert werden?

Das Rahmenkonzept soll angeben, wie das Ziel "christlich gelebte Gemeinde" unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen verwirklicht werden kann, wie dafür bessere Bedingungen geschaffen werden können.

Im folgenden soll ein Konzept vorgestellt werden, das praktische Theologen wie z.B. Rolf Zerfaß entwickelt haben.⁷ Damit werden keine konkreten Rezepte gegeben, was schon im Blick auf die ganz unterschiedlichen pastoralen Situationen kaum möglich ist; vielmehr soll eine Perspektive aufgezeigt werden, die auf die in verschiedenen Situationen gegebenen Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten aufmerksam machen soll.

Vorgeschlagen wird, die vorgegebenen volkskirchlichen Verhältnisse (im Sinn von Typ A und Typ B) kritisch in Anspruch zu nehmen und in ihnen basiskirchliche Initiativen zu fördern, d.h. kleine Gruppen, Zellen zu bilden, in denen aus einer Kirche für das Volk eine Kirche des Volkes wird, in denen aus Betreuten und Versorgten eigenständige Subjekte der Gemeinde werden. Treffend beschreibt Bischof Wilhelm Kempf dieses Anliegen in seinem Hirtenbrief "Für euch und für alle"⁸, wenn er kleine Gruppen als Ort der Weggemeinschaft im Glauben

empfiehlt, beispielhaft eine Vielfalt möglicher Gruppenbildungen skizziert und dabei ausdrücklich sowohl Gruppen innerhalb von Pfarrgemeinden, von der Gemeinde initiierte Gruppen und Gesprächskreise, als auch Basisgemeinschaften, die sich neben Pfarrgemeinden bilden und "in denen sich engagierte Christen unter einem ausdrücklich christlichen Anspruch zusammenfinden"⁹, nennt.

Dieses Konzept verzichtet auf mehr oder weniger allgemeingültig erachtete geschlossene Modelle und auf totalitäre Reformstrategien. Es setzt vielmehr auf die inspirierte und inspirierende Kraft erneuernder Initiativen innerhalb eines offenen Lernprozesses. Es respektiert damit die betroffenen Subjekte und beachtet die Wachstumsgesetze einer Gemeinde als eines geschichtlich gewordenen lebendigen Sozialwesens. Dieses Konzept wäre nun im Blick auf die theologische Zielvorstellung von einer christlichen Gemeinde und im Blick auf eine sozialwissenschaftlich erwogene Situationsbeschreibung zu begründen und im einzelnen zu erläutern; dazu muß hier auf einschlägige Arbeiten wie die von Rolf Zerfuß und Norbert Mette verwiesen werden. Im folgenden ist jedoch auf Widerstände und Schwierigkeiten einzugehen, die der Verwirklichung dieses Gemeindekonzepts entgegenstehen.

5. Schwierigkeiten des Übergangs: Mit welchen Widerständen und Risiken haben basiskirchliche Initiativen zu rechnen?

Basiskirchliche Initiativen geraten in spannungsvolle Konflikte sowohl mit gesellschaftlich herrschenden Gruppen als auch zuweilen mit Instanzen der hierarchischen Kirche. Widerstände sind in der konkreten hierarchischen Struktur begründet, vor allem in der überlieferten und kirchenrechtlich nach wie vor monopolartig

ausgestatteten Rolle des Pfarrers, die das charismatische Potential in der Gemeinde oft nicht zum Zuge kommen läßt. Das schließt nicht aus, daß der Pfarrer ein wichtiger Agent des sozialen Wandels, ermutigender und begleitender Inspirator basiskirchlicher Initiativen werden kann. Schwierigkeiten bereitet die derzeitige kirchenrechtliche Ordnung der Gemeindeleitung und des Vorsitzes bei der Eucharistiefeyer; vor allem schränkt die Nichtzulassung verheirateter Männer und Frauen die Möglichkeit ein, daß basiskirchliche Gruppen in und neben Gemeinden in der wünschenswerten Häufigkeit Eucharistie feiern können. Infolgedessen verläuft die Entwicklung gesamtkirchlich gesehen auf "Umwegen": tatsächlich werden vielerorts Gemeinden schon durch Nicht-Ordinierte geleitet, anstelle der Eucharistiefeyer werden Wortgottesdienste und Kommunionfeiern gehalten.

Von diesen Widerständen abgesehen ist der basiskirchliche Prozeß - wie jede Entwicklung - mit Risiken verbunden; niemand kann genau voraussagen, wohin ein solcher Prozeß führt. So ist in jedem Fall Geduld notwendig, da Bewußtseins- und Einstellungsänderungen Zeit brauchen; die mit Änderungen verbundenen Identitätskrisen und Ängste müssen verarbeitet werden; immer wieder auftretende Polarisierungen, aber auch Halbherzigkeiten (z.B. bei Mitspracherechten für Laien, bei Kompetenzabgaben an nicht-ordinierte Mitarbeiter) bringen Rückschläge mit sich. Eine ständige Gefahr ist nicht zuletzt die Angst der Reformer um ihre Reform, die dazu führen kann, daß sie - entgegen der ursprünglichen Intention - doch nicht mit den betroffenen Subjekten, sondern - vermeintlich schneller und effektiver - in neu-klerikaler Weise für sie handeln.¹⁰

6. Ansätze zur Verwirklichung: Wie können basiskirchliche Initiativen gefördert werden?

In einer christlichen Gemeinde können die in der Gesellschaft herrschenden Sozialbeziehungen eine Umkehr erfahren, können andere Wertvorstellungen sichtbar, kann Solidarität konkret erfahrbar werden. Basiskirchliche Initiativen zielen auf neue soziale Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern, Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen, auf Überwindung von Anonymität, auf Partnerschaft zwischen Gemeinden, Gastfreundschaft, Raum für Spiel und Fest, Meditation und Gebet, Erinnerung des eigenen Lebens und Gedenken der Toten, wie es nach den neutestamentlichen Zeugnissen in den urchristlichen Gemeinden erfahrbar wurde. Vorschläge dazu formulieren allerdings kein umfassendes Programm, sondern geben eher bescheidene Anstöße, die die betroffenen Subjekte in ihrer Freiheit und in ihren konkreten Möglichkeiten ernst nehmen. Diese Vorschläge trauen den Betroffenen allerdings zu, ihren Weg in der Freiheit der Kinder Gottes selbst zu finden, und wollen sie nicht noch einmal entmündigen.¹¹

7. Konkrete Vorschläge zum Gemeindeaufbau: Welche nächsten Schritte sind uns möglich?

In einem letzten Abschnitt sollen einige Prioritäten im Gemeindeaufbau in Stichworten genannt werden.

Notwendig erscheint der Aufbau und die Unterstützung kleiner christlicher Gruppen, zugleich aber auch der Aufbau eines umfassenderen Kontaktnetzes. Die Bildung kleiner christlicher Gruppen ist ein weltweites Phänomen; sie entspricht dem Bedürfnis nach bergenden Lebensräumen, wo Menschen sich als Subjekte, als angenommene und geschätzte Partner, als mitverantwortlich mit anders Handelndenerfahren können. Wenn uns solche

christlichen Gruppen in der Bundesrepublik noch weniger zahlreich begegnen als in der Dritten Welt, so hängt dies u.a. damit zusammen, daß die personelle, ökonomische und juristische Entscheidungskompetenz - bis heute - fortschreitend zentralisiert und monopolisiert wurde.¹²

Bedürfnis und Notwendigkeit einer solchen Gruppenbildung ist bei uns aber keineswegs geringer als in der Dritten Welt und entspricht hier wie da neutestamentlichen Erfahrungen (vgl. z.B. Mt 18,20). Zugleich ist der Aufbau eines Kontaktnetzes notwendig, in dem auch distanzierte Formen der Teilnahme am Leben der Gemeinde ermöglicht werden. Eine Gemeinde ist ja nicht eine Primärgruppe wie die Familie, sondern ein Sekundärsystem, eine Organisation, die offen bleiben muß für Außenbeziehungen, und die es ermöglicht, daß Menschen von verschiedenen Ausgangslagen her zu einer Überzeugungsgemeinschaft zusammenfinden.

Folgende Handlungsschwerpunkte möchte ich im besonderen nennen:

- (1) Vorhandene Initiativen fördern, d.h. nicht vereinnahmen und vorschnell integrieren, nicht mit Vollständigkeitsidealen und überfordernden Maßstäben konfrontieren, sondern zu einem eigenständigen Weg - wirkliche oder vermeintliche Umwege eingeschlossen - ermutigen.
- (2) Zeit lassen und Zeit nehmen für faire Konfliktlösungen zwischen unterschiedlich orientierten Gruppen (z.B. Jugendgruppen, Gruppen mit politischen Optionen, die von den im katholischen Milieu hierzulande üblichen abweichen).
- (3) Basiskirchlichen Initiativen auch im Gottesdienst der Gemeinde Raum geben, d.h. Eucharistiefiern in

kleinen Gruppen mit gemeinsamem Schriftgespräch ermöglichen, aber auch im Gottesdienst der Gesamtgemeinde viele Stimmen in Glaubenszeugnissen zu Wort kommen lassen. Das neue Gesicht der Gemeinde muß gerade auch in ihrem Gottesdienst zum Ausdruck kommen können.¹³

- (4) Kommunikation mit neuen Gemeindemitgliedern suchen. Entscheidend ist nicht die Übernahme einer vorbestimmten Mitgliedschaftsrolle, sondern der Prozeß wechselseitigen Austauschs, in den der Hinzukommende seine eigenen Erfahrungen, Fragen und Hoffnungen einbringen kann. Dies gilt auch für Kinder, denen das Evangelium Jesu einen sehr hohen Rang zuerkennt und deren Kreativität und Intuition, wenn sie nicht stranguliert wird, die Gemeinde entscheidend bereichern und stärken kann. Gemeindekatechese, die nicht durch starre Anforderungen überfordert und Schuldgefühle vermittelt, sondern am lebendigen Erfahrungsaustausch interessiert ist, bietet für solche zeitlich begrenzten und doch lebensorientierenden und bereichernden Prozesse wichtige Chancen.
- (5) Die Räume und Veranstaltungen der Gemeinde bewußt für Fernstehende und für die ökumenische Zusammenarbeit vor Ort öffnen. Gegen das Modell der konzentrischen Kreise zeigt die Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter, daß die Nähe von vermeintlich Fernstehenden in der entscheidenden Situation überraschend groß sein kann. Hier sind viele Klischeevorstellungen abzubauen, ist mehr differenziertes Verständnis für unterschiedliche Lebenssituationen notwendig (auch für das gesellschaftlich bedingte Distanzbedürfnis vieler Zeitgenossen gegenüber Großorganisationen, wie es auch Gemeinden sind). Bischof Wilhelm Kempf hat dies in seinem Hirtenbrief exemplarisch ausgeführt.

Für die Arbeit mit Fernstehenden formuliert Rolf Zerfaß drei Grundsätze:

- (1) Innerkirchliche Probleme sind zweitrangig; es kommt darauf an, für den Menschen Partei zu ergreifen.
- (2) Mitarbeit ist wichtiger als Mitgliedschaft; für freie Mitarbeit sollte die Gemeinde ihre Mittel selbstlos zur Verfügung stellen.
- (3) Transparenz statt Propaganda; nur so kann wechselseitig Mißtrauen abgebaut werden.¹⁴

Zum Schluß eine persönliche Anmerkung. Ich sehe die Aufgabe der Priester heute nicht einfach darin, die überlieferten Stellungen noch möglichst gut zu halten, sondern den Übergang zu einer neuen Gestalt von Kirche zu inspirieren, zu begleiten und ohne Rücksicht auf traditionelle Privilegien zu fördern. Was auch immer die Zukunft für unsere Gemeinden bringt, wir dürfen voll Hoffnung sein. Das Entscheidende sind ja nicht unsere Einrichtungen, sondern die Wunder, die Wunder der Auferstehung, die Gott unter Menschen - unerwartet und überraschend - wirkt.

Anmerkungen

1 Das vorliegende Referat wurde am 3. Mai 1983 auf einer Fortbildungstagung vor pastoralen Mitarbeitern gehalten. Vorausgegangen waren drei Nachmittags-treffen, die unter folgenden Themen standen:

1. Gemeinde in der Perspektive des Glaubens - bibel-theologische Stichworte neu gelesen.
2. Gemeindekatechese und Gruppenbildung in der Gemein-de - konfliktreiche, aber notwendige Neu-orientierungen.
3. Vorrangige Aufgaben der Gemeinde - Prioritäten und ihre Realisierungschancen.

Dabei konnten einige hier nur skizzierte Zusammenhänge ausführlicher diskutiert werden. Für das vorliegende Referat habe ich mich vor allem auf die Konzeption gestützt, die Rolf Zerfaß in seiner Vorlesung "Funktion und Struktur christlicher Gemeinden in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland" entwickelt und begründet hat, zunächst in dem unveröffentlichten Vorlesungsmanuskript von 1978/79, dann überarbeitet in dem Manuskript von 1981. Diese Konzeption erscheint mir in überzeugender Weise an der Botschaft und Praxis Jesu orientiert und für unterschiedliche soziale Gegebenheiten offen; sie fördert eine geschwisterliche Gemeinschaftsbildung im Sinn des NT und ermutigt zu gemeinsamem Engagement angesichts bedrängender Notlagen. In dieser Konzeption können Christen Orientierung finden, die in einer mehr oder weniger volksskirchlichen Pfarrei zu Hause sind, aber auch solche, die sich zu Gemeinden neben den Pfarrstrukturen zusammenfinden, wie ich dies in einer solchen Gemeinde im Rhein-Main-Gebiet erfahre.

Aus Gesprächen mit den Teilnehmern der o.g. Veranstaltung schließe ich, daß auch pastorale Mitarbeiter und Pfarrer in der vorgetragenen Konzeption eine hilfreiche Perspektive erkennen, nicht zuletzt deswegen, weil sie für neue Möglichkeiten sensibilisiert, ohne perfektionistische Forderungen aufzustellen, und weil sie unterschiedliche Initiativen nicht gegeneinanderausspielt, sondern gegenseitige Anerkennung und Zusammenarbeit fördert. Angesichts häufig begebender Ratlosigkeit verdienen Zerfaß'

Überlegungen weitere Verbreitung. Das vorliegende Referat sollte dazu dienen, sie vorzustellen und zur Auseinandersetzung mit ihnen einzuladen.

- 2 Vgl. dazu Gerhard Lohfink, Wie hat Jesus Gemeinde gewollt? Freiburg 1982; sehr anregend auch Hermann-Josef Vernetz, So fing es mit der Kirche an. Ein Blick in das Neue Testament, Zürich-Einsiedeln-Köln 21981
- 3 So im Anschluß an Formulierungen von Rolf Zerfaß, Funktion und Struktur christlicher Gemeinden in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland, a.a.O. 1981, bes. 114ff. Nachzutragen ist ein Hinweis auf das inzwischen erschienene Buch von Paul Weß, Ihr alle seid Geschwister, Mainz 1983. Paul Weß stellt Geschwisterlichkeit als entscheidendes Merkmal christlicher Gemeinde heraus und begründet - in kritischer Auseinandersetzung mit G. Greshake wie mit E. Schillebeeckx - ein Verständnis des Amtspriestertums, das die grundlegende Geschwisterlichkeit nicht desavouiert.
- 4 G. Lohfink, a.a.O., zeigt überzeugend und inspirierend, daß in dem durch Jesus begründeten neuen geschwisterlichen Umgang schon jetzt Erfahrung des Heiligen Geistes geschieht. Weniger deutlich wird bei ihm, daß die neue Bruderschaft in unterschiedlichen Gestalten konkret wird, und zwar inmitten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gegebenheiten, in denen christliche Gemeinschaften leben, in die sie verwickelt sind, die zu Widerspruch und zum Engagement herausfordern, in denen aber immer auch schon Gott am Werk ist. Gemeinde in Auseinandersetzung (nicht nur im Kontrast) ist darum nur in Konflikten und in immer neuen Aufbrüchen möglich. Ein uniformierendes, perfektionistisches und darum gewalttätiges Gemeindemodell führt irre und entmutigt. Dies wird bei dem praktischen Theologen Zerfaß deutlicher gesehen; seine Sicht ist darum m.E. eine notwendige Konkretisierung der von G. Lohfink so gewinnend formulierten exegetischen Erkenntnisse.

- 5 Die folgende idealtypische Unterscheidung bietet keine differenzierte sozialwissenschaftliche Analyse, geschweige denn eine systematisch-theologische Reflexion der Gemeinde. Eine ausführlichere Darstellung findet sich bei R. Zerfaß, a.a.O. 59-68; vgl. ders., Predigt im Prozeß Gemeinde, in: ders. (Hg.), Mit der Gemeinde predigen, Gütersloh 1982, 30-49; J.B. Metz, "Wenn die Betreuten sich ändern". Unterwegs zu einer Basiskirche, in: ders., Jenseits bürgerlicher Religion, Mainz-München 1980, 111-125; H. Steinkamp, Gemeindestruktur und Gemeindeprozeß. Versuch einer Typologie, in: N. Greinacher u.a. (Hg.), Gemeindepraxis, München-Mainz 1979, bes. 77-89; J. Bommer, Lernort Gemeinde: Gemeinden lernen ihren Glauben, in: KatBl 108 (1983) 114-121
- 6 Jesus rief Menschen in seine besondere Nachfolge - zum Dienst in der Verkündigung der nahen Gottesherrschaft. Sein Wirken galt aber nicht nur dem Kreis der Jünger und Jüngerinnen, sondern dem ganzen Volk, das er für die Gottesherrschaft sammelte. So darf auch heute über der Sorge für engagierte Jüngerkreise nicht der Blick für das Volk verloren gehen, das Gottes Nähe erfahren soll. Vgl. R. Zerfaß, Funktion und Struktur, a.a.O. 175 a.
- 7 R. Zerfaß, a.a.O.; N. Mette (Hg.), Wie wir Gemeinde wurden. Lernerfahrungen und Erneuerungsprozesse in der Volkskirche, München-Mainz 1982
- 8 Limburg 1981, 115-118
- 9 Ebd. 117
- 10 Vgl. R. Zerfaß, a.a.O. 120-122
- 11 Rolf Zerfaß hat in einem "Arbeitspapier zur Aktivierung basiskirchlichen Bewußtseins in unseren Pfarr- bzw. Kirchengemeinden" (in: N. Mette, a.a.O. 16-24) beispielhaft dargestellt, wie solche Anstöße verwirklicht werden können. Neben den von N. Mette (a.a.O.) gesammelten Erfahrungsberichten sind weitere zu nennen, z.B. Bernhard Honsel, Der rote Punkt. Eine Gemeinde unterwegs, Düsseldorf 1983.

- 12 Die teil- oder vollzeitliche Anstellung von Fachkräften steht basiskirchlichen Initiativen an sich nicht im Wege. Ob durch sie Versorgungsmentalität gefördert oder basiskirchliche Initiativen inspiriert und unterstützt werden, hängt entscheidend von der praktisch-theologischen Konzeption, der methodischen Praxis (z.B. im Sinn der Gemeinwesenarbeit) und dem entsprechenden Spielraum ab. Befähigte pastorale und religionspädagogische Mitarbeiter/innen sind auch im Sinn dieser Konzeption erwünscht und sollten gerade heute von den Gemeinden eingestellt werden. Die entsprechenden rechtlichen Möglichkeiten müßten dazu noch entwickelt werden.
- 13 Vgl. dazu Wolfgang Huber, Kirche, Stuttgart 1979, 128: "Eine Liturgie, die mindestens so sehr Teilnahme ausschließt, wie sie denjenigen, die sie gewohnt sind, das Gefühl der Vertrautheit vermittelt, kann kaum zum Ausgangspunkt für eine brüderliche und schwesterliche Ordnung der Gemeinde werden. Eine Transformation der Kirche muß immer in ihrer Mitte: in der Feier des Gottesdienstes beginnen."
- 14 R. Zerfaß, a.a.O. 175-177